

EIN GOTT WANDERT DURCH WÜSTEN

Hebräische Welterfahrung und Weltgestaltung im Kontext der Mission

1. Die europäische Gottesvorstellung und ihre Reibungsflächen zur biblischen Welt: Das »Kartenhaus System«

Wer ein Kartenhaus baut, will zeigen, wie er mit einer labilen Konstruktion hoch hinaus kommt. Allein die Größe und Höhe zählen, belastbar muss das Gebäude nicht sein und lange halten auch nicht. In vielen Bereichen unserer Gesellschaft zeigt sich ein ähnliches Bild: wollte beispielsweise die Politik die Probleme des Landes wirklich lösen, müsste sie solch unbequeme Entscheidungen treffen, dass sie das wieder Wählerstimmen kosten würde. Also baut sie wider besseres Wissen nicht selten an einem Kartenhaus. Ähnliches beobachten wir in Unternehmensentscheidungen: ein eingeführtes schwäbisches Unternehmen wollte ein global positionierter Technologiekonzern werden und hat entsprechende Firmen eingekauft. Die mit viel persönlichem Engagement Einzelner durchgesetzte Idee hat sich als Kartenhaus erwiesen und ist nach kurzer Zeit eingestürzt.

Die zugekauften Bereiche erwiesen sich als bald als unrentabel, konnten nicht marktgerecht reaktiviert und mussten unter hohen Verlusten wieder abgestoßen werden. Die

Zeche haben die Aktionäre bezahlt. Man sollte nicht meinen, dass Wirtschafts-Profis solche Fehleinschätzungen unterlaufen. Aber es sind nicht nur sie, sondern viele irren mit ihnen: Tausende von Anteilseignern decken derartige Fehlentscheidungen durch ihre Zustimmung auf den Hauptversammlungen ab. Durch die Bank Kartenhauspolitik. Menschen lassen sich von unklaren Prognosen leiten, von Stimmungsbildern mitnehmen, folgen ungeprüft den Mehrheitsmeinungen. Was viele meinen und wollen, kann zumindest nicht ganz falsch sein. Und selbst wenn irgendein unsicheres Gefühl zurückbleibt, wird die Sache doch wenigstens eine Weile halten. Und das reicht schon, zumindest besser als gar kein Halt. Das erinnert mich an die Hutverkäuferin auf dem Münchner Oktoberfest. Wenn Leute meinten, sie bräuchten keinen Hut mit Gamsbart, argumentierte sie forsch dagegen: „einen solchen Hut braucht man nicht, den will man!“

Welche Absichten stecken dahinter? Der Mensch möchte begreifen. Die Welt steckt voller Rätsel und Unwägbarkeiten. Und diese sind nicht ohne Wirkung. Wenn da etwas ist, das wir nicht kennen, können wir es nicht einfach stehen las-

sen, sondern es beunruhigt uns. Wir können dieses „Es“ nicht einschätzen. Es könnte ja einen Einfluss auf uns haben. Nach uns greifen, etwas von uns wollen, uns ungewollt überraschen, uns Schaden zufügen. Merkwürdigerweise überlegen wir nicht, dass Unberechenbares uns auch helfen und Freude bereiten könnte. Nein, Unbestimmbares ist immer mit Gefahren verbunden. Dieses Dogma scheint unumstößlich wie ein Naturgesetz.

Was tun wir? Wir entwickeln eine Strategie, ausgehend von der Frage, wie das Unbekannte begriffen werden kann, wie das Unbegreifbare und Ungreifbare umgriffen werden kann. Danach suchen wir das Werkzeug, das für diesen Job geeignet sein könnte. Es kann nur etwas sein, das wir kennen. Möglicherweise ist das Unbekannte nur mit einem noch nicht bekannten Werkzeug zu erfassen.

Aber dieses Vorgehen, so sachgerecht es sein mag, ist unmöglich, wir haben es mit zu vielen Unbekannten zu tun. D.h. wir sind gezwungen, ob das nun richtig ist oder nicht, mit bekannten Größen an das Unbekannte heranzugehen. Wir tun einen Schritt, nicht weil wir von ihm überzeugt sind, sondern weil er der uns einzig mögliche erscheint. Es gäbe noch die Möglichkeit, gar nichts zu tun, aber dagegen spricht die drängende Unruhe, die vom Unbekannten, uns selbst oder anderen ausgeht. Dabei stellt sich die Frage schon gar nicht, ob das Unbekannte tatsächlich eine Unruhe ausstrahlt oder ob sie ihm nur zugeschrieben und gefühlt wird, weil es unbekannt ist.

Der Mensch sucht Ruhe. Unfassbare Realitäten schaffen ihm aber das Gegenteil. Was er nicht im Griff hat, könnte ja ihn im Griff haben. Aber wie wird der Mensch frei von Zugriffen, von Belagerungen und Instrumentalisierungen?

Eine berühmte klassische Antwort ist die der Stoa, der sog. stoischen Ruhe: Der Mensch soll die Begierden beherrschen, weil diese den Menschen beherrschen und folglich zu Unfreiheit führen. Seneca beschreibt diesen Menschen als einen in Ketten gelegten Sklaven. Dagegen der Stoiker: je tugendhafter er lebt, umso mehr Freiheit erlangt er. Das Lebensideal ist die absolute Freiheit, die aber erst mit dem Tod und somit der Befreiung von jeglichem körperlichen Verlangen erreicht werden kann.

Der Mensch, der tugendhaft lebt, wird von Seneca als wackerer Soldat beschrieben, der alle Lasten gerne trägt. Er hat sich die stoische Apathie (Leidenschaftslosigkeit im Sinne der Affektkontrolle) und die Ataraxie (vollkommene Seelenruhe, wörtlich: Unerschütterlichkeit) angeeignet und lebt in der »stoischen Ruhe«. In Teilen gleicht diese Ethik der christlichen wie z.B. das Tragen von Lasten, aber auch modernen westlichen Verhaltenskodices, z.B. »cool« zu bleiben und keine Affekte und Emotionen zeigen, die als unkontrolliertes Fehlverhalten von der sozialen Kontrolle stigmatisiert werden. Umgekehrt lösen solche sozialen Normen Gegenreaktionen hervor, in zahlreichen Popsongs thematisiert unter dem Stichwort »to loose control«.

2. Der Anfang ist das Ziel: Schöpfung als Methodos und Telos

DER MENSCH ALS HUNGRIGER – MISSION ALS WEGZEHRUNG UND WEGBEREITUNG DES REICHES GOTTES

Der Mensch hat Hunger. In Gen 2,7 heißt es: "Und Gott hauchte dem Menschen seinen Odem ein und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen". Hier steht im Hebräischen das Wort Nāfāsch für lebendige Seele, ein anthropologischer Schlüsselbegriff im AT. 750mal taucht der Begriff im AT auf, wenn vom Menschen die Rede ist. Was bedeutet dieses Wort? Es kommt aus dem hebräischen Kosmos und lässt sich nicht einfach übersetzen. Die Übersetzung "lebendiges Wesen" oder "Seele" gibt nicht wieder, was gemeint ist und klingt vergeistigt bzw. ontologisch verfärbt. Manfred Seitz erläutert dazu: "Wir blicken durch diese drei Buchstaben in eine ganz andere Welt. Nāfāsch hat verschiedene Bedeutungen. Die plastische und bildhafte Grundbedeutung ist Gurgel, Kehle. Also: "so ward der Mensch eine lebendige Gurgel, Kehle". Wenn der Mensch erscheint, dann unter dem Organbegriff des Aufnehmens von Nahrung und Luft. Und damit ist in der Lebensunmittelbarkeit des Hebräischen – nicht sophistisch abgeblasst wie im Griechischen – gesagt: Das nie zu befriedigende, das nie zu stillende Organ des Menschen. Der Mensch ist der Angewiesene, Bedürftige, Hungerige. Er ist ständig auf etwas aus, von einem Verlangen bewegt, auf etwas hin angelegt, er hofft und sehnt. Z.B. dass er stets auf etwas Neues wartet, ja dass er gar eine Gier nach Neuem hat, eine Neugier. Welche Unstillbarkeit zeichnet sich hier ab und welche

Tragik, weil alles, was der Mensch an Neuem entdeckt und schafft, im selben Augenblick, in dem er es als neu ergriffen hat, wieder abzunehmen und zu veralten beginnt. Das Neue wird immer innerhalb der verrinnenden Zeit entdeckt. Um neu zu bleiben, müsste es sich permanent erneuern, d.h. sich ständig verändern, so dass das Neue sich selbst andauernd überholt. Gleich oder aktiv zu bleiben, reicht nicht. Neu zu sein heißt, dass sich Unbekanntes präsent und zugänglich macht. Und in der Tat hungert uns nach eben solchem Neuem, das über das Bisherige hinausragt und nicht im Bekannten aufgeht. So ist die Suche nach Neuem eines der wichtigsten Kennzeichen des Menschen, an dem seine Unstillbarkeit deutlich wird. Nāfāsch ist also ein innerer Vorwärtsdrang des Menschen über sich hinaus, um seinen Hunger zu stillen.

Dieser Vorwärtsdrang darf jedoch nicht auf eine innere, geistige Ebene reduziert werden, sondern ist immer körperlich verifizierbar. Nāfāsch ist auch nicht der durch einen Leib individualisierte Geist, quasi seine äußere Hülle. Vielmehr ist Nāfāsch das organische Zusammenwirken von Geist und Leib, beide konstituieren einander gegenseitig. Sie sind wie eine gute Ehe, wo das eine nicht ohne das andere sein kann. Das ist aber keine Definition des Menschen, sondern allenfalls der Versuch einer Beschreibung seiner Bewegungen, die nicht definierbar sind.

Karin Struck beschreibt in ihrem Roman "Klassenliebe", wie der Mensch von einem ständigen Drang des Einverleibens bewegt wird: Essen als Weltaneignung, als Geborgenheits-

suche, als Identitätssuche. Sie schreibt: "Ich denke darüber nach, warum im Krieg die Zigaretten so lebenswichtig sind. Wichtiger als alles andere, eine Zigarette ist etwas Warmes mitten im Gemetzel. Der Mund also das einzige Organ, das unbeschränkt aufnehmen kann." Wäre der Hunger zu stillen, gäbe es nicht mehr die Unzahl von Romanen, die das Geheimnis des Menschen – und damit das Geheimnis Gottes – aufdecken wollen und doch nie an ein Ziel kommen, die vom Hunger leben, vom Nachjagen des Menschen, damit er sein Leben sättige und befriedige. Je mehr über den Menschen nachgedacht und geforscht wird, desto mehr entzieht er sich dem, was über ihn gewußt wird. Er ist nicht zu fassen. Zwischen Mensch und Mensch ist eine Verstehensgrenze, die unüberschreitbar ist. Eine Grenze, die den Menschen abgrenzt, umgrenzt und gefangen hält. Was gäbe der Mensch, um dieser Einsamkeit zu entrinnen und das Getrenntsein zu überwinden!?

Auf alten Bauernhäusern in Kärnten ist zu lesen: "Der Geist des Menschen wird nicht satt von allem, was die Erde hat, den Menschen sättigt nicht die Zeit, ihn sättigt nur die Ewigkeit." Enthält dieser Hausspruch nicht die Antwort auf die Frage, worauf der Mensch eigentlich aus ist? Wem jagt er eigentlich nach in der Aneignung und Einverleibung, der Suche nach dem Sein? Die Psalmen deuten an, dass Gott der einzige sei, der weiß, worauf die Näfäsch aus ist, was sie braucht. "Siehe, Gott hilft mir. Der Herr als einziger stützt meine Näfäsch" (Ps 54,6). Der, der die Näfäsch zu sich hin geschaffen hat, als gottesbedürftige, sorgt sich um die von ihm getrennte Unstillbare. Er

sucht sie und kommt ihr entgegen. Das ist seine Mission, eine Mission aus Liebe.

Ihren Höhepunkt findet sie in der gewaltigen Heilsperspektive des NT. Der Schöpfer der Näfäsch sorgt sich um den Menschen, der sich von ihm distanziert hat. Er kommt ihm entgegen im Durstschrei des Gekreuzigten. Im Durstschrei enthüllt sich die Mission Gottes als personifiziert, solidarisiert sich Gott mit den Bedürftigen, als Leidender unter Leidenden. Gott stirbt vor Hunger und Durst, vor Gottverlassenheit und Gottbedürftigkeit, ja wie Luther formulierte: "Gott selbst ist tot". Seine Mission führt in die tiefste Tiefe, in die wüsteste Wüste menschlichen Lebens und Siechens.

Dort sucht und sorgt sich Gott um den Menschen. Er zieht uns nicht von oben aus dem Sumpf, sondern schiebt von unten. Gott steckte in seinem Sohn Jesus noch tiefer im Sumpf als wir. Warum? Weil wir ihn dahin gebracht haben mit unserer Gottes-Rebellion, und weil er noch tiefer gehen musste, um uns einen neuen Grund zu bereiten. Das war der bittere Kelch seines Auftrags, seiner Mission, den er ausgetrunken hat, der Kelch des gerechten Gerichts, den eigentlich der Mensch austrinken müsste.

In der Mission geht der Mensch gewordene und Menschen suchende Gott weiter in die Welt und die Geschichte. Gott selbst ist der zentrale und höchst aktive Missionar, der auf seine Weise, nämlich durch die Niedrigkeit und Schwäche von Menschen, wie er auch selbst schwacher Mensch wurde, Menschen die Teilhabe an sei-

ner Erneuerung durch den Glauben gewährt. In der Mission nimmt sich Gott auf ganz unterschiedlichen Wegen und Methoden des bedürftigen Menschen in seiner Unstillbarkeit, Friedlosigkeit und Einsamkeit an. Er sucht ihn, gibt sich als Helfer, beruft ihn zur Gemeinschaft. Er hilft zum Leben. Er selbst tut es. Autor und Motor der Mission ist Gott selbst, auch wenn dem äußeren Anschein nach wir Menschen die Subjekte der Mission sind. Es muss sprechend und erkennbar werden, dass er es ist. Nicht dass wir etwas für ihn tun oder gar ihm bieten wollten, wir sind nur seine Knechte, und gerade darin sind wir froh und getrost, dass wir das sein dürfen. Wir beugen uns vor ihm und schauen auf mit einem entlasteten Herzen, sind mit Freuden seine Kinder.

Ich halte nochmals fest: Mission ist die Begegnung Gottes mit dem bedürftigen Menschen im menschlichen Zeugnis von der Sorge Gottes um unser Dahingebensein in den Hunger des Gottesverlustes – und von dem Helfer und Retter Jesus Christus, dem wir glauben dürfen, dass er uns inmitten aller Nöte zum Leben verhilft. Vielleicht nochmals in einem Bild verdeutlicht: Gott blies dem Menschen seinen Odem in die Nase und er wurde eine Näfäsch, eine lebendige Seele. Mission steht unter den gleichen Vorzeichen: dem Hauch des Geistes Gottes die Näfäsch zu öffnen. Bei den Maori in Neuseeland gibt es als Begrüßungsgeste den hongī, einen Nasenkuss – symbolisch wird dabei ein Lebenshauch ausgetauscht. Mission kann ähnlich verstanden werden, als persönliches aneinander Teilgeben, als fassbare Lebensunmittelbarkeit, als Austausch des Lebenshauches.

BILDUNG DER EBENBILDLICHKEIT –

MISSION ALS BILDNERISCHES GESTALTEN

Der Ägyptologe Jan Assmann vertritt in seinem Buch "Moses der Ägypter, Entzifferung einer Gedächtnisspur", die These, der monotheistische Glaube an den wahren Gott sei der Grund für die Unterscheidung von wahrer und falscher Religion und damit Ursache von Intoleranz, Ausgrenzung und Gewalt. Im Rahmen seines kulturgeschichtlichen Projekts sieht Assmann das exklusive Wahrheitsdenken als Grundübel aller religiösen und davon herkommenden Konflikte einschließlich fundamentalistischer Gewaltbereitschaft. Der Sündenfall der monotheistischen Unterscheidung werde umso deutlicher, zumal er als Einbruch in den Religionsfrieden des Paradieses eines antiken polytheistischen Kosmotheismus darstelle. Im Unterschied zu den primitiven Formen von Stammesreligionen sei der hochstehende antike Polytheismus in der Lage, die differenzierten Götterwelten von der einen Kultur in die andere zu übersetzen. So z.B. in der Übertragung ägyptischer Gottheiten ins Griechische und wiederum griechischer ins Lateinische. Die Kulturen seien verschieden, aber die Götter die gleichen. Durch diese kulturelle Leistung der Übersetzbarkeit der polytheistischen Gottheiten ließe sich die Fremdheit zwischen den Religionen und Kulturen überwinden und eine gemeinsame Basis der Allianz und Verständigung finden. Denn: "Die verschiedenen Völker verehrten verschiedene Götter, aber niemand bestritt die Wirklichkeit fremder Götter und die Legitimität fremder Formen ihrer Verehrung. Den antiken Polytheismen war der Begriff einer unwahren Religion voll-

kommen fremd. Die Götter fremder Religionen galten nicht als falsch oder fiktiv, sondern in vielen Fällen als die eigenen Götter unter anderen Namen. Die Unterscheidung, um die es hier geht, existierte ganz einfach nicht in der Welt der polytheistischen Religionen."

An die Stelle der universalen Übersetzbarkeit und der Annahme einer zugrunde liegenden Identität der Gottheiten trete nun die mosaische Unterscheidung in wahre und falsche Gottesbegriffe, was Ausgrenzung und Gewalt nach sich ziehe. Bis in die Freiheits- und Emanzipationsbestrebungen der Aufklärung und Moderne hinein stünden sich nun diese beiden Paradigmen von Mono- und Kosmotheismus gegenüber. Darum müsse man sich an die älteren Erbschaften des Kosmotheismus und seiner paradiesischen Zustände erinnern, den Monotheismus als Wurzel aller modernen Übel erkennen und diese mit einer polytheistischen Verheißung überwinden.

Wie sind diese Thesen im Kontext der Mission zu sehen? Sind wir als Missionare nicht geradezu der Inbegriff der Intoleranz? Bringen wir mit unserem "Christus allein" nicht Unfrieden in die paradiesischen Zustände der Götterwelt? Heinzpeter Hempelmann hat Klarstellungen und Entgegnungen zu Assmann geschrieben, die mich angeregt haben, folgende für unsere Frage hilfreich erscheinende Punkte zu benennen: Der israelische Monotheismus geriert sich nicht als Überlegenheit, sondern meist als Leiden an der Unterlegenheit. Die im Namen des einen Gottes Redenden erleben Machtlosigkeit, Anfechtungen, Selbstzweifel

und Verfolgung. Sie sind weit davon entfernt, politisch repressiv zu wirken. Entsprechend ist im NT der referentielle Fokus auf Jesus Christus als den Herrn der Welt, dem alle Macht gegeben ist, unauflöslich mit seinem Leiden und Sterben am Kreuz verbunden. Paulus sagte: "Ich hatte mir vorgenommen, unter euch nichts anderes zu wissen als nur Jesus Christus, und zwar als Gekreuzigten." (1Kor 2,2). Offenkundige Intoleranz entstand erst bei der Verbindung von Monotheismus und politischer Macht.

Die Alleinherrschaft Gottes zeigt sich gerade nicht in Machtdemonstrationen, sondern in seiner Selbsthingabe aus Liebe. Gott wirbt um den Menschen aus Liebe und durch Liebe. Er kommt als Dienender, er beugt sich unter die Not der Menschen, er wäscht den Seinen die Füße, – ohne dadurch einen Anspruch auf Anerkennung abzuleiten. Er ist ein helfender Gott, der nicht mit Hintergedanken umgeht und kalkulierend handelt. Seine Hilfe verfolgt keinen Zweck außerhalb von ihr. Darin unterscheidet er sich vom kosmotheistischen Ansatz, der auf ein "Do ut des" aufbaut, dessen Gottheiten keinesfalls zweckfrei agieren, sondern auf die Bestätigung und Steigerung des eigenen Imagepotentials ausgerichtet sind.

Die Übersetz- und Übertragbarkeit der polytheistischen Phänomene sind noch kein Argument für ihre »Lebensqualität«. Die ihnen zugeschriebenen Friedensfähigkeiten verdanken sie jenem Potential an Unfreiheit, durch das sie Menschen gefangen halten und zwingen, ihnen dienen zu müssen. Dies kann allenfalls

als Befriedung gesehen werden, jedoch nicht als Friede. Das also ist der Preis dieses »Paradieses«. Die Übersetzbarkeit resultiert eher aus einer archetypischen psychischen Befindlichkeit der Menschen, dergemäß sie transkulturelle Konstanten von Bedürfnissen, Wünschen und Sehnsüchten zeigen, die grundsätzlich anthropogener Natur sind. Diese werden auf transzendente Größen projiziert, die gleichermaßen wie die anthropologischen Bedürfnistypen gesellschaftsübergreifend sind. So besteht z.B. in jeder Gesellschaft und jedem Menschen ein Bedürfnis nach Schutz, Erfolg, Fortbestand, Sinnbedeutung, Endlichkeitsbewältigung usw. Dass dafür vergleichbare Göttertypen geschaffen oder praktischerweise aus einer anderen Kultur übernommen wurden, ist bei vergleichbarer Bedürfnislage nicht weiter verwunderlich.

Wenn Assmann behauptet, mit der mosaiken Unterscheidung sei der Hass in die Welt gekommen, ist darauf zu verweisen, dass der Polytheismus historisch gesehen alles andere als eine Ära des Friedens war. So sehr religiöse Kongruenzen zwischen den entsprechenden Völkern in der Antike bestanden haben, haben diese nicht zu einer Völkerverständigung und politischen Stabilität geführt. Allein die häufigen kriegerischen Auseinandersetzungen und Wechsel der herrschenden Völker im begrenzten Raum des Weststromlandes, wo die religiöse Konsistenz hätte hoch sein müssen, ist beredtes Zeugnis für die Struktur schwäche des polytheistischen Ansatzes. Seine Tragfähigkeit in Gestalt stabiler Friedensverhältnisse nachzuweisen, dürfte historisch nicht mög-

lich sein. Auch heutige polytheistisch religiöse Völker und Volksgruppen, etwa afrikanische Stämme, zeichnen sich nicht durch besondere Friedensliebe aus, sondern sind oft in jahrelange Stammesfehden verstrickt.

Zur Toleranz: wäre der Polytheismus in Wahrheit tolerant, könnte er auch einen Echnaton oder Mose tolerieren. So gesehen geht die Aggression nicht von den Monotheisten aus, sondern von einer intoleranten Haltung der anderen Seite. Selbst wenn eine Religion als falsch bezeichnet wird, ist dies erst dann ein Grund zur Gegenwehr, wenn diese Behauptung mit Gewalt durchgesetzt werden soll. z.B. wurde Jesus von den jüdischen Autoritäten als theologisch irregeleitet abgewiesen und schließlich mit Hilfe der römischen Besatzer umgebracht, – er selbst indessen verhielt sich tolerant, tragend und ertragend, jegliche Gegengewalt ablehnend und hieß den Petrus sein Schwert wegstecken. Anders in der späteren Staatskirchenära: die Missinterpretation des Christentums als mit Staat und Politik verbündeter Machtfaktor führte zu Gewalt und Ausgrenzung. Dies wiederum liegt nicht ursächlich am Monotheismus, sondern an der Verknüpfung von Religion und Politik. Auch polytheistische Systeme haben in Verbindung mit der Staatsgewalt zur Gewaltausübung beigetragen, wenn wir etwa an die Durchsetzung einer einheitlichen Reichsreligion bei den Römern denken. Hier steht darum nicht die Frage des Poly- oder Monotheismus zur Debatte, sondern die der Religion als Erfüllungsgehilfin der Macht. Augustin hat geschrieben: "Die Herrschsucht (libido domi-

nandi) ist es, die die Herzen der Sterblichen in grausamster Tyrannei verwüestet". Solche Tyrannei macht vor keiner Religion Halt, nur weil sie eine bestimmte Form hat, sondern sieht zuerst ihre eigenen Zwecke und wie sie die Religion diesen dienlich machen kann. D.h. beide Religionssysteme können so eingesetzt werden, dass sie zur Intoleranz gegenüber der jeweils anderen Seite beitragen.

3. Befreit – gesandt – ausgezogen: Mission als Exodus

"Wenn Gott die hebräischen Sklaven in Ägypten gelassen hätte, dann hätte es keine Nation Israel, die im verheißenen Land lebt, keine Propheten, keinen König David, keinen Tempel, keine priesterliche Regierung, etc. gegeben. Jedes Eingreifen Gottes, das im Alten Testament berichtet wird, angefangen bei Joseph, über den Exodus, die Vernichtung Goliaths, das Durchkreuzen der Pläne Hamans bis hin zu den Verheißungen Maleachis über eine kommende Rettung, war für die Apostel wie für die Rabbiner genauso real ein Eingreifen Gottes."

Wenn ein Heide Christ wird, so gerät er in zentralen Themen des Christseins unweigerlich in einen jüdischen Kontext. d.h. umgekehrt, eine Kontextualisierung der biblischen Botschaft in eine heidnische Gesellschafts- und Kulturwelt hinein ist nicht vollständig, sondern nur teilweise möglich. Eine komplette Inkulturation würde eine Ausklammerung Israels und damit eines grundlegenden Elements der Heilsgeschichte bedeuten, was wieder-

um eine Verdunkelung von Gottes Wirken in der Heidenwelt bedeuten würde. Mission und Gemeindebildung beginnen nun einmal bei den Wurzeln Israels und können auf keinen anderen Grund aufbauen. Gott selbst hat sich die Freiheit genommen, einen Abraham aus seinen heidnischen Verflechtungen zu befreien, ihn in ein neues Land zu senden und ihm auch die Kraft und den Mut zu geben, dies alles umzusetzen. Sehen wir heutige Mission in einer bleibenden Kontinuität zu diesen Anfängen und auf sie aufbauend, kommen wir um einen heutigen Bezug zum Alten Testament und erwählten Volk Israel nicht herum. Wenn ein Nicht-Jude zum Glauben kommt, taucht er zugleich in eine Sprachwelt ein, die nicht seine eigene, auch nicht die Sprache Kanaans, sondern die Sprache Israels ist. Deshalb wehre ich mich gegen die oberflächliche Kennzeichnung und mithin Entehrung der biblischen Sprache als "Sprache Kanaans", – wenngleich »Sprache Kanaans« verstanden als ein emotional frömmelnder Sprachcode einer christlichen Insider-Subkultur keinen wesentlichen, ja oft einen kontraproduktiven Beitrag zur Mission darstellt. Jedoch grundsätzlich wird eine hebräische Sprachwelt für einen Christen unumgänglich sein, denn Begriffe wie Messias bzw. Christus, Bund, Berufung, Erwählung, Erlösung und Heiligung haben konstitutiven Charakter. Wenn eine jüdische Person zum Glauben an Jesus kommt, wird sie zwar nicht unbedingt mit neuen Begriffen konfrontiert, erlebt aber eine nicht selten erschütternde Erkenntnis im Blick auf ihre bisherigen Lebenskonzepte.

An den Anfängen des Gottesvolkes steht ein missionarischer Vorstoß Gottes, der bereits mit Abraham in Mesopotamien und Israel am Sinai beginnt. In den Bezeichnungen für »Kirche« im Neuen Testament, so betont Paul Minear, spiegelt sich Gottes Handeln mit Israel. Die frühen christlichen Gläubigen verstanden es so, dass die zentralen Aussagen über das Reich Gottes und über Gottes Handeln im Zusammenhang mit dem Bündnis stehen. Beides sind missionarische Schritte Gottes in die von ihm abgefallene Welt hinein. Die Bezeichnungen, auf die man trifft, sind: „Israel, ein erwähltes Geschlecht, eine heilige Nation, die zwölf Stämme, die Patriarchen, die wahre Beschneidung, Abrahams Söhne, der Auszug, Davids Haus und Königreich, der Überrest und die Erwählten“. Der, den wir als Christen Gott nennen, ist der Heilige Israels. Er ist der, den Jesus von Nazareth Abba, Vater, nannte.

Die Erwählung Israels als Gottes missionarischer Vorstoß in die von ihm abgewandt existierende Schöpfung entspringt einem Vorsatz, der allein in seiner Liebe begründet liegt, die Erlösung seiner Schöpfung durchzulernen und zu vollenden. Gottes gnädiges Wesen hat ihn dazu bewogen, sich offenbarend in die Schöpfung zu begeben und – noch viel weiter gehend – sich auf ein Bundesverhältnis mit ihr einzulassen. Israel war dazu berufen, in besonderer Weise der Ausführende der Mission Gottes zu sein. Das ist das Einzigartige an Israel, dass es quasi zum Missionar Gottes für den Planeten Erde berufen ist. David Torrance hat versucht, die von Gott initiierte

Partikularität und Universalität, die besondere und allgemeine Bedeutung der Mission Israels für die Welt in zehn Gesichtspunkten zu entfalten:

- Israel ist Zeuge für Gottes anhaltenden Bund der Gnade mit Israel und der Welt. Es hat Gnadengaben von Gott erhalten, die es für ihn und seine Absichten bewahren soll.
- Israel bezeugt den geschichtlichen Charakter der Selbstoffenbarung Gottes.
- Israel steht dafür, dass das Heil ein Geschenk der Freundlichkeit Gottes ist.
- Israel ist Beleg für den Kampf und die Rebellion des Menschen gegen Gott.
- Israel bezeugt die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes.
- Israel zeigt Gott als Person, mit deren Wirken in der Geschichte zu rechnen ist.
- Israel steht oft im Brennpunkt des menschlichen Aufbegehrens gegen Gott und zeigt damit beispielhaft eine allgemein menschliche Grundhaltung.
- Israel bezeugt die Tatsache, dass die Geschichte von einem verborgenen Gerichtsprozess durchzogen ist. Johann Tobias Beck spricht mit Blick auf Mt 24 von einer "Symptomentwicklung des Kommens Christi". Diese Symptome des Gerichts haben durch die Jahrhunderte hindurch ihre "Analogien", – deren quasi »Prototypen« an Israel erkennbar werden.
- Israel bezeugt den kommenden Tag des Herrn und eine gute neue Schöpfung.
- Israel bezeugt durch seine Existenz im verheißenen Land, dass Gott dabei ist, in der Geschichte etwas Großes und Dramatisches zu tun.

Das Herauslösen seines Volkes aus den säkularen Bindungen und existentiellen Verhaftungen – in doppeltem Sinne des Wortes: der Mensch als der der Welt anhaftender und von ihrem Fürsten, dem Satan, verhafteter – geht mit einschneidenden und folgenschweren Gerichten einher.

MISSION IST GEFANGENENBEFREIUNG

Das Volk Israel war in der heidnischen Hochburg gefangen. Offensichtlich hatte sich die Schlinge immer enger um sie gezogen. Ein Phänomen der Erniedrigung, das sich in der Geschichte phasenweise immer von neuem zeigt. Nach Phasen der Toleranz wird immer neu die Schlinge um das Volk Gottes gelegt. Wir sehen das an der gesellschaftlich-strukturellen Ausgrenzung des Christentums in unserem Land. Oder ist es durchaus möglich, dass z.B. die Päpste der Zukunft wieder Märtyrerpäpste werden, wie sie es am Anfang der Kirchengeschichte waren. Mein Lehrer Otto Michel sagte, die Kirchengeschichte kehre an ihrem Ende zu ihren Anfängen zurück – in jeder Hinsicht.

Das Leben der Israeliten hatte sich von anfänglicher Gastfreundschaft und relativen Wohlstands in die Unterdrückung durch das Gastland bis zur Tötung von Neugeborenen verwandelt. Ihre starke Zunahme bereitete den Machthabern Angst, es heißt sogar, sie wuchsen so stark, dass das Land von ihnen voll war (1,7). Aus der Optik des Pharaos waren sie sogar zahlreicher als die Ägypter. Eine solche Existenz empfand die heidnische Autorität als Provokation. Weiter waren sie mit einem Traditionsabbruch konfrontiert, nachdem der neue Pharao von den Verdiensten Josefs um sein Volk und

Land nichts mehr wusste oder wissen wollte. Solche Traditionsverluste destabilisieren den äußeren Toleranzrahmen für das Volk Gottes, wie wir das auch in unserer Gesellschaft erfahren.

In dieser Phase setzte zweierlei ein: erstens das Schreien der Israeliten über ihre Knechtschaft sowie das Hören, Sehen und Gedenken Gottes. Beides ist konstitutiv für die Mission. Vor dem Einsatz der Mission steht das Schreien zu Gott, der selbst aller Mission vorausgeht, voraussieht, vorsieht und voraushandelt.

Ziel ist die Befreiung von Gefangenen. Ein Vorbild einer solchen Befreiung finden wir in der Rettung von Mose selbst. Als er in seinem Schilfkästlein, einer Art »Nußschalenarche« auf dem Nil trieb – ein hochintelligentes Design seiner Mutter übrigens –, schrie er, die Pharaonentochter sah ihn und es jammerte sie, – der gleiche Ablauf der Rettungsinitiative wie zwischen den Israeliten und Gott. Die Israeliten trieben im unentrinnbaren »Wasser« der Sklaverei, sie schrien, Gott hörte sie, erbarmte sich, indem er an den Bund mit Abraham gedachte und zog sie »aus dem Wasser des Untergangs«. Die gleichen vier Schritte bei der Errettung des Babys wie des Volkes Israel, es ist quasi Gottes »Baby«, das er aus dem Wasser zieht.

GOTT SENDET IN DIE WÜSTE

Dass auch die Durststrecken unseres Lebens von Gott gegeben und gewollt sind und schließlich zu ihm führen, belegt die Wüstenwanderung, die Jahre des scheinbar ziellosen Wanderns im Niemandsland zwischen Ägypten und Kanaan. Aus dem

»Sklavenhaus« befreit – aber wie sah diese Freiheit aus: ständige Bedrohung von Hunger und Durst, ein andauernder, ungewisser Kampf ums Überleben. Vor der Rache des Pharaos in wunderbarer Weise bewahrt, aber kurz vor dem Ziel der Reise doch entmutigt. Ja, am Schilfmeer, "da glaubten sie an den Herrn und an seinen Knecht Mose". Aber der Einzug ins gelobte Land scheint in immer weitere Ferne zu rücken. Ob sie es überhaupt je erreichen werden? "Da verwundert es nicht, dass sich manche nach Ägypten zurücksehen. Gewiss: da wurden sie als Arbeitskräfte ausgebeutet. Aber Arbeiter lässt man wenigstens nicht hungern. Was ist das für ein Gott, der uns ein Paradies verspricht, aber auf dem Weg dahin vor die Hunde gehen lässt?!"

Mit einer solchen Stimmung im Volk hat Mose zu kämpfen. Manchmal bekommt er selbst Zweifel daran, ob Gott es noch gut meint. Was die menschliche Seite betrifft, hat die Wüstenwanderung ein klares Fazit: Versagen, Unglaube. Darum sollen fast alle Erwachsenen, die den Auszug aus Ägypten erlebt hatten, in dieser Zeit gestorben sein. Erst die nachwachsende Generation durfte ins Gelobte Land einziehen.

Diese Überlieferung hat sich dem Volk Israel tief eingepägt. Und sie wird im NT bewusst aufgegriffen: Gerettet, aber noch nicht am Ziel – das passt doch auch auf das Leben mit Christus, so lange wir noch nicht im Reich Gottes sind. Aufgebrochen in ein neues Leben der Freiheit vom Bösen – aber immer noch anfällig für Zweifel an Gott und Misstrauen gegenüber seiner Führung.

In 1 Kor 10,1–3 erinnert Paulus an das Schicksal der Wüstengeneration, um die Gläubigen vor einer falschen Sicherheit zu warnen. Gleichzeitig bekräftigt er Gottes Treue, auf die wir uns verlassen dürfen. Der Hebräerbrief (Kap. 3–4) erinnert an die Wüstenwanderung Israels, um zu unterstreichen, dass Glaube sich als Ausdauer in der Hoffnung bewähren muss. Er richtet sich an eine Gemeinde, die einmal eine große Zeit gehabt hat, als sie verfolgt wurde. Jetzt aber hat sie jeden Schwung verloren. Man merkt es bereits am Gottesdienstbesuch ...

In anderen Worten: Auf materielle Sorgen fixiert zu sein, das ist typisch heidnisch. Im Vertrauen auf Gott von der Hand in den Mund zu leben – das ist typisch für Israel, und das soll auch für Jesu Jünger typisch sein."

Der Gott, der rettet (Ex 3,8; 6,6–8; 15,1–21): Der Gott, der der wahre Gott ist: Es ist eine Provokation für Pharaos, der nicht nur ein mit göttlichen Kräften begabter Mensch, sondern Sohn von Amon-Re, Abglanz und Abbild des höchsten Himmelsgottes zu sein beansprucht, wenn Mose vor ihn hintritt: "So spricht Jahwe, der Gott Israels: Laß mein Volk ziehen!" (5,1) Eine vorher nie gestellte Frage tritt in den Raum eines etablierten und selbstreferentiellen Systems gesellschaftlichen Götzentums und seiner allenthalben akzeptierten Ordnungen: Wer ist in Wahrheit Gott, so daß ihm das Volk verpflichtet ist? Der Pharaos hielt seine politisch-religiöse Struktur für unerschütterlich, "machte sein Herz schwer" wie einen Stein, verharrte in seiner Sünde (9,34) und fixierte Israel in seiner Umklammerung. Erst durch die zehnte Plage er-

füllt sich, was der Herr gleich zu Anfang Mose versprochen hatte, daß "durch eine starke Hand bezwungen" der Pharao das Volk schließlich aus dem Lande vertreiben werde (6,1). "Jahwe ist der souveräne Herr, der alles Geschehen in verborgener Weise lenkt. Nichts geschieht, was er nicht geplant, und Mose und Aaron schon vorausgesagt haben. Auch das Herz des Pharao ist in seiner Hand und kann sich ohne seinen Willen weder »regen noch bewegen«. ... Jahwes Sieg über den Pharao ist auch der Sieg über die Zauberer Ägyptens und ihre geheimen Künste" und zahlreichen Götter. In der Passahnacht vollzieht sich ein Gottesgericht über das ganze Land, in dem eine weitere Dimension deutlich wird: Jahwe ist der, der sein Volk dem Gericht zwar nicht entnimmt, aber es im Gericht verschont. Der "Auszug vollzieht sich im Zeichen des Gerichts und der Gnade".

Der »missionarische« Gott beruft Menschen in seine Mission. „Hier bin ich“ antwortet Mose und stellt sich zur Verfügung, und kurze Zeit darauf: „Wer bin ich“, dass ich gehen soll? Eine Spannung zwischen Bereitschaft und Befürchtung, von der der Missionar immer hin- und her bewegt wird. Aber dann steht da das ganz andere, souveräne Ich: „Ich will mit dir sein“ – meine Sache ist es und bleibt es, wie einsam und hilflos du auch bist. Die »Missionare« Gottes, Mose und Aaron, springen über ihren Schatten, "gehen hin und reden" mit dem Pharao. Am Anfang ihrer Mission stand ein Reden, ein Wort, „am Anfang war das Wort“. Sie benennen ihren Auftraggeber und beziehen ihre Sendung auf eine sendende Autorität: "So spricht Jahwe, der Gott Israels ..." (5,1). Das Hin-

treten Moses vor den Pharao hat den Zweck, den Namen Jahwes als Herrn der Welt im heidnischen Land bekannt zu machen. Auch die Ägypter sollen ihn erkennen und anerkennen. Da der Pharao dazu nicht bereit ist, setzt Gott die Plagen ein, um sein Wort nun auf diesem Wege einzulösen. Ägypten steht stellvertretend für die »Götter der Völker«, die gegenüber Jahwe »Nichtse« (Ps.96,5) sind. Dennoch hat Gott das Volk erhalten, "dass meine Kraft an dir erscheine und mein Name verkündigt werde in allen Landen" (9,16).

4. Summa

Die Lebensadern des Missionarischen sind die: Gottes Volk konstituiert sich als befreites, gesandtes und ausgezogenes Volk. Sein Werden und sein Weg bezeugen die Mission Gottes in der Welt. Seine Existenz ist eine einzige Mission, eine Botschaft Gottes an die Welt. Und auch für die neutestamentliche Gemeinde gilt: es gibt keine missionsfreie Existenz, sie würde bedeuten, nicht zu existieren. Gott selbst sammelt sein Volk zur Sendung. Sein Weg führt durch die Wüsten dieser Welt, sein Ziel ist das verheißene Land, darin Milch und Honig fließen.

Rainer Uhlmann (Dr. theol.), Gaildorf, ist Dekan der Württembergischen Landeskirche und Dozent für Altes Testament. Vorsitzender des Evangeliumsdienstes für Israel (EDI).